

Ursula Steigers Heimweh und Heimgang

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **208 (1935)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ursula Steigers Heimweh und Heimgang.

Von Frieda Schmid-Marti.

Der Frühommer trug Lachen und Lieder ins Land. Das Leben flutete wie ein warmer Goldstrom. Ein Tag wie der andere war ein Sonnenlied in Blau und Gold, eine Lichtblume, dem lieben Gott aus dem Schoß gefallen. Die Felder lagen in schwellender Fülle. Das Korn trieb Ähren. Der Roggen zitterte in Blüten. Sensen rauschten in grauschimmernden Wiesen. Schwelgend prunkten die Tage.

Und doch strich einer durch die Fülle, ging den Feldern entlang und steuerte auf die kleine, schiefe Hütte des Steiger Jonas zu, die, vorzeitig, ein Häuflein Vergangenheit, am Rande des grünen Spielwaldes haßte. Drei windschiefe Fenster, eine ruhige Küche, ein magerer Garten, schattenhalb, dem Walde zu gelegen und fernhin ein wallendes Meer von gefranstem Farn, das war Steiger Jonas' Heimstätte und nahe Umgebung. — Er und sein Eheweib hausten vierzig Jahre in der Hütte. Eines lebte dem andern zulieb in Reden und Schweigen. Aber die Jahre waren mehr im Schweigen zerrennen. In jenem schweigenden Einverständnis des einen mit der Art und dem Gehaben des andern. Selten waren Streit und Meinungsverschiedenheiten groß geworden im Steigerhaus.

Wie sehr die beiden von einander lebten, war ihnen nicht bewußt. Sie nahmen die Tage und Jahre aus Gottes Hand und füllten sie mit Arbeit und Schweigen. Schweigendes Tragen des einen an der Last des andern, schweigendes Übereinkommen, schweigendes Genießen der kargen Mußestunden. Zwei Leben flossen in eins. — Sie gaben sich auch nicht oft mit dem Gedanken ab, daß es einmal anders sein könnte. — Und doch wurde es an diesem sonnen- und lebensdurchpflusten Tage anders. Der große Lebensbezwinger mit dem knöchernen Finger klopfte an ihre Türe und heischte Einlaß. Niemand hatte ihn kommen sehen, unversehens stand er am Bette des Alten, dem ein leichtes Unwohlsein am Morgen das Aufstehen verwehrt hatte.

Ursula Steiger braute ihrem Mann in der Küche einen Magentee, als sie den röchelnden

Laut aus der Stube vernahm. Ruhig stellte sie die eiserne Pfanne ins Herdloch, schürte das Feuer, hob aus dem Wasserkessel die gefüllte Schöpfkelle und leerte sie platschend in das Gefäß. Darauf ging sie sicheren Schrittes nach der Stube, um zu sehen, was es gäbe und woher der Laut käme. — An der Türe verhielt es ihr den Schritt, denn was sie sah, vermochte ihr ruhevoller Geist nicht allsogleich zu fassen. Es verstrich eine geraume Weile, bis sich aus den Unterschichten ihres Bewußtseins die Erkenntnis heraufrang, daß sich im Zustand ihres Mannes etwas geändert haben müsse.

Lang und hager stand sie an die Türe gelehnt und glockte hinüber, wortlos, verzog keine Miene, und keine Gebärde verriet ihr Erschrecken. — Allmählich sprang doch Angst auf. Ihre Augen weiteten sich. Erkenntnis stürzte über sie: Dem Joni ist es ungut. Der Joni ist krank. Ist — —. Es war, als ob sie unter der Wucht des Denkens erstarrte. — Endlich löste sie sich aus dem Rahmen der Türe, schritt wie eine aufgezugene Puppe hinüber zum Bett, stand hilflos vor demselben und hielt den Atem an. — Sie hob die schwere Arbeitshand und legte sie scheu und beklommen dem Joni auf die Stirne. Die war kalt. — Da fuhr ein Ruck durch die Frau. Die Gewißheit, daß der Lebensgefährte von ihr gegangen, sprang sie an wie ein wildes Tier und sprengte die Fesseln ihrer Gebundenheit. Wie der Bliß durchfuhr es sie: Der Joni ist tot! — Ein furchtbares Erschrecken verzerrte minutenlang ihr gleichmütiges Gesicht. Nicht lange. Langsam schwand der Ausdruck des Grauens, wandelte sich in witterndes Horchen und grüblerisches Sinnen.

Sie ließ sich lautlos auf den Stuhl fallen, der neben dem Bett stand, und sah den Toten an. Sie faltete die Hände im Schoße und behorchte ihn. Sie redete mit ihm und gab sich selber Antwort: „Joni, das wirst du mir nicht antun wollen! Dich so unverhofft aus dem Leben schleichen. Gelt nicht. Das geht nicht an... Joni. — Ich bin auch noch da. Schau her, deine Ursel!“ — So hatte der Jonas sie im ersten Ehejahr, als er noch Worte im Munde hatte, gerufen. Wie stand dieses erste Jahr plötzlich vor ihr auf! Wann hatte das große Schweigen

begonnen? War es nicht die Not ums tägliche Brot gewesen, die bei ihnen alles Reden erschlugen! Sie begann mit dem Toten zu rechten: „Bin ich dir nicht allezeit ein rechtes Eheweib gewesen, he, sag? Was soll ich jetzt allein anfangen, Joni, ich und die Geißen? Ne-ne-nein, gestorben muß nicht gleich sein, Joni, oder nur, wenn ich auch grad mit kann.“

Es blieb still in der Stube. Sie horchte. Ihr Atem ging laut und ängstlich. Die Stille wuchs... Nur die Uhr an der Wand tickte: tick-tack-tick-tack. Der Joni rührte sich nicht.

Die Schatten in der Stube wurden tiefer. Verlassenheit wuchs aus allen Ecken. Unsicher und verschwommen standen die dürrstigen Möbel in der dumpfen Stube. Die Dämmerung hatte eine schwere Hand. — Da erhob sich die Frau, ging mit festen Schritten zum Schrank und drehte den kreischenden Schlüssel. Abzweigend sprang die Türe auf. Sie hob das halbleinene Gewand vom Nagel, vom Bank herunter ein schneeweißes, flächsernes Hemd. Sie breitete beides auf das Bett. Unter dem Ofen hervor nahm sie die schön gewichsten Sonntagschuhe und stellte sie unter das Bett. Dann verließ sie die Stube. Als sie wieder eintrat, trug sie eine Schüssel mit Wasser in den Händen und ein großes Hanftuch über dem Arm. Damit wusch sie dem Toten Gesicht und Hände, strich ihm sanft die letzte Silbersträhne glatt und faltete seine Hände über der Brust. Kein Mensch hätte ihren schweren Arbeitshänden so viel Lindigkeit zugetraut.

Während sie ihn nun ankleidete, redete sie mit dem Toten so zärtlich, wie sie mit dem Lebenden nie geredet hatte: „Joni, für deine große Reise sollst du anständig gerüstet sein, gelt ja. Denk doch, wenn Gott Vater dir die Himmelstüre aufmacht... Es soll nicht heißen, dein Eheweib habe sich nicht um sauberes Gewand bemüht. Solch üble Nachrede traf mich auf Erden nicht. Geschweige, daß sie im Himmel über mich erginge. Und dann, Joni, vergiß nicht: Tue eine Fürbitte für dein Eheweib, daß es dir bald nachkann. Gelt, Joni, das tußt du! Haben wir nicht genug zusammen geschafft? Und Steine lagen auf unserer Erdenstraße! Du liebe Zeit! — Aber dort — — dort — — wie wird das nur sein! — — Mein Gott und Vater!

Die strengen Falten ihres Runzelgesichtes glätteten sich. Aus ihren, eben noch verdunkelten Augen brach Licht. Seligste Verzückung lichterte über ihr Antlitz. Allem Irdischen entrückt, sang ihre Seele schon in höheren Sphären, im Chor erlöster Geister, dieweil ihre Hände den toten Mann betreuten. Zwischenhinein murmelte sie dumpf: „Der Himmelwatter sei uns gnädig.“ — Immer heller, strahlender wurde ihr Gesicht. Zuletzt umspielte den eingesunkenen Mund ein triumphierendes Lächeln. Ihre Gedanken waren nicht bei Tod und Sterben. — Was war das für ein absonderliches Lächeln! Als wäre ihr plötzlich aus geheimen Quellen Trost und himmlische Labe zugeflossen. Fast schien es, als hätte sie mit dem Entschlafenen ein schweigendes Abkommen getroffen. Eine geheime Vereinbarung. Es war ein wissendes, überlegenes Lächeln, als gedächte sie, etwas heimlich Überlegtes und gut Übersonnenes zu unternehmen, als wäre sie des guten Gelingens gewiß. Es sah plötzlich aus, als empfände sie den eben erlittenen Verlust gar nicht als solchen. Sie erhob sich, nahm ein Kissen vom Bett fort und breitete es in die Ofenecke. Dann löschte sie das Licht und legte sich nieder. Der Schlaf überwältigte sie. Seine linde Hand legte sich für kurze Zeit auf die ruhelos kreisenden Gedanken. — Der junge Tag warf in Jonas Steigers Totenkammer eine Flut von Licht und Sonne. Aus tiefen Träumen schreckte die Frau auf. Die schweren Augenlider hoben sich. Die müden Augen konnten die Lichtfülle nicht fassen. Der Leib war zerschlagen. — Plötzlich aber sprang alles in ihr Bewußtsein. — Sie trug Stuhl und Fußschemel ans Bett und setzte sich neben den Toten. Vorsichtig hob sie das Schweißtuch von seinem Antlitz und begann mit ihm zu reden: „Tag, Joni, wie hast die erste Nacht im Himmelbett geschlafen?“ Ihre Stimme zitterte, als trüge das Heimweh sie nicht mehr und ihr hingefunkener, hagerer Leib war wie lebendig gewordene Sehnsucht. „Aber jetzt sag,“ wendet sie sich von neuem an den Entschlafenen, „was soll ich mit der braunen Geiß und mit dem Graswägelein, und mit dem neuen Erdäpfelpflüglein? Sag doch! Ich weiß ja nicht ein noch aus. Und im Bachried, was meinst, Joni, soll ich noch

Wicken für die Herbstgrasig säen oder z'Ackerfahren für Brotfrucht? Nicht für meinen Unterhalt. Gott bewahre! Ich brauche nichts mehr von dem —. Nur daß der liebe Gott seine Sonne nicht auf die blutte Erde scheinen lassen muß. Nur deswegen.“ — So redete sie, begehrte Rat, heißte Auskunft, bat, flehte um Begleitung. Je mehr sie redete und fragte, desto zuversichtlicher wurde sie. Sie gab sich selber Befehl und Antwort. Zuletzt schien sie fast froh bewegt.

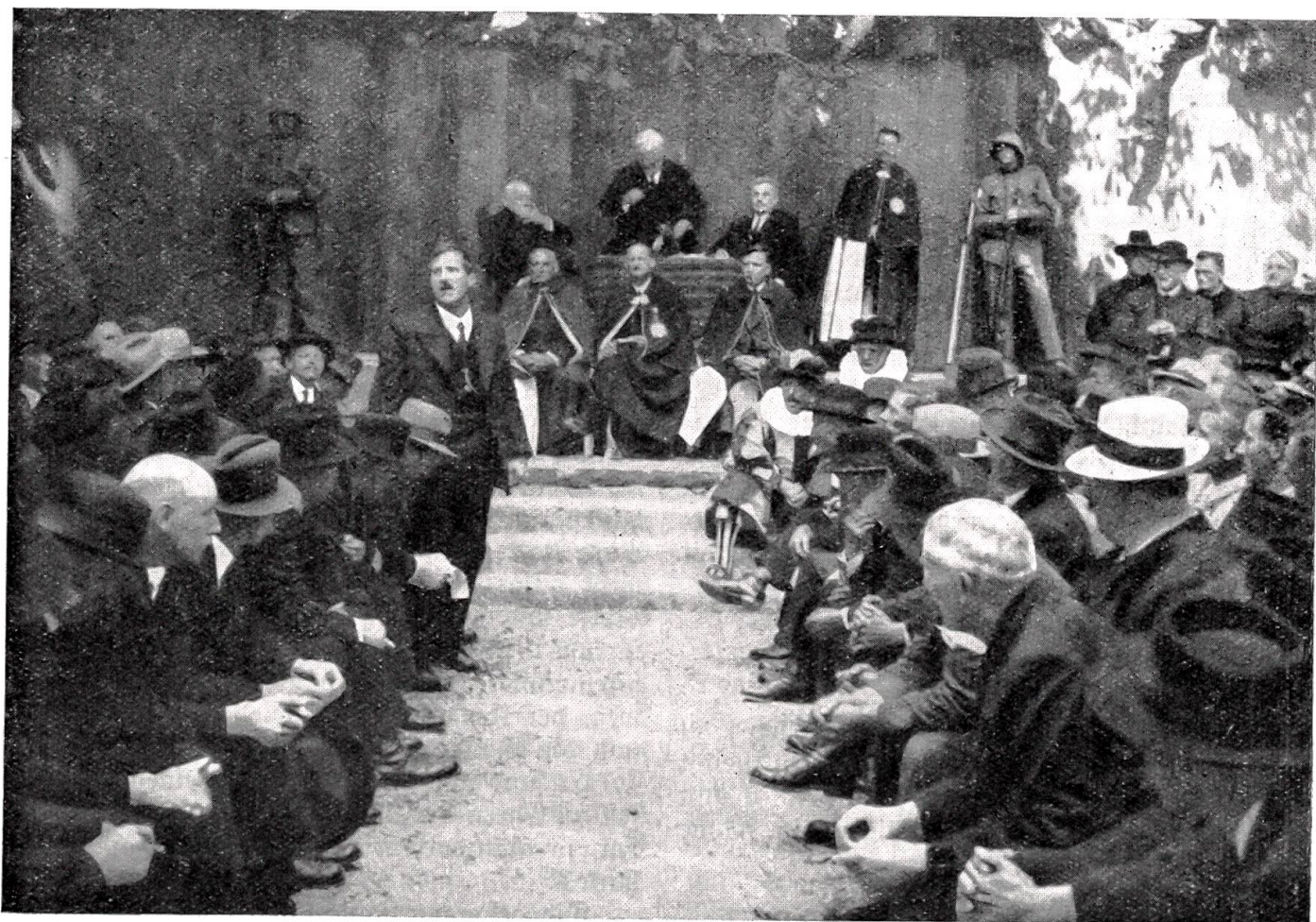
Zwei Tage später, es war ein schwüler, gewitterschwangerer Hochsommertag, fuhr in der brennenden Mittagsglut der Leichenwagen den toten Steiger Jonas zum Friedhof. Barhäuptig schritt Ursula Steiger hinter dem Sarge her. Sie sah unverwandt zu Boden und bewegte leise die Lippen, wie im Gebet. Das weiße Haar klebte ihr feucht an der eßigen, gelben Stirne. Spitz stachen die mageren Schultern aus dem altmodischen Jackli. In ihren Augen war ein verhaltenes Glackern. Um den Mund das geheimnisvolle Lächeln. — Aufrecht und groß ging sie einher. In Haltung und Gebärde nichts Gebrochenes. Sie stand unbewegt am frisch aufgeworfenen Hügel und staunte mit dem Rätselgesicht dem sinkenden Sarge nach. Sie bückte sich. Ihre gebräunte Hand hob eine lehmige Scholle auf und ließ sie auf den Sarg fallen. Dumpf polternd schlug sie auf. „Auf Wiedersehen denn“, sagte sie mit lauter, fester Stimme, wandte sich und schritt davon. Alles gaffte ihr nach. „Du, der Steigerin geht's nicht gar tief“, flüsterte die Zehnder Trine zum Balm Marei.

Eine Woche später. In Gurnellen war Monatsmarkt gewesen. Ursula Steiger hatte am Morgen ihre Ziege dorthin geführt. Nun ging es auf den Abend. Mit dem Strick in der Hand schritt sie heimwärts. Sie ging tief in Gedanken fürbas, gebückter als sonst. Ihre Schritte waren ungewiß und stolpernd, wie ein Tappen ins Leere. Einmal hob sie die Hand, die den Strick hielt. Sie besah denselben mit müden Augen. Nun war das Letzte fort, das sie mit dem gewohnten Leben verbunden. — Beim Lärchenacker bog sie vom Feldweg ab und schritt querfeldein der Hütte zu. Ihre schwarze Schürze streifte knisternd die gelben Ähren, die sich golden und schwer zu beiden Seiten über das Weglein neigten. —

Ein andermal hätte Ursula Steiger mit wägender Hand die reifen Ähren auf ihre Schwere geprüft. Heute sah sie den Erntesegen nicht. Verlorenheit trieb sie wild vorwärts, der Heimstätte zu, in der sie die Kargheit des Lebens mit dem Manne geteilt. — Nun stand sie vor der Türe und ihre Hand glitt suchend in den tiefgründigen Kittelsack. Sie zog den großen, altväterischen Schlüssel hervor und schloß auf. Kreischend sprang der Riegel zurück und die braune, verräucherte Türe tat sich auf.

„Guten Abend geb dir Gott, Joni“, grüßte sie — wie einstmal — in die leere, ruhige Küche. „Jetzt ist die Geiß fort, jetzt bin ich allein, Joni...“ Wie ein Vorwurf klang es. Ein zitternder Seufzer drang aus ihrer Brust. Ein rauher Ton brach aus der Kehle. „Der Liebgott läßt mich lange warten, Joni...“ Dumpf grollte ihre Stimme. „Aber gelt, er hat viel zu tun, bis er den Kehr gemacht hat.“ — In ihrem Gesicht sprang etwas auf, als gälte es das Äußerste, als spannte sich ihr Wille zu Ungeheuerlichem. Aber auf einmal sank sie zusammen und ihre hohe, hagere Gestalt wurde klein und hinfällig. Sie zog einen Stuhl herbei und sank kraftlos nieder. Das Licht flackerte. Wie Wolken zog es ihr an den Augen vorüber. Seit Tagen hatte sie nichts gegessen. Einsamkeit schrie aus ihrer Seele, aber der Mund hütete jeden Laut, der über die vertrockneten Lippen brechen wollte.

Mannhaft überwand die Steigerin ihre Schwäche, reckte sich jäh zu steiler Höhe, goß Milch in die große Eisenpfanne und bereitete das einfache Nachtmahl. Als teilte der Tote mit ihr die Mahlzeit, stellte sie zwei Tassen auf den Tisch und legte zwei Löffel daneben. Dann setzte sie sich nieder. Aber sie aß nichts und trank den Kaffee in kleinen Schlücklein. Die Hand, welche die Tasse zum Munde führte, zitterte. Etwas unsagbar Losgelöstes floß aus Haltung und Gebärden. Wie ein entwurzelter Baum war sie. Der Erde entrückt und dem Himmel noch nicht zugehörig, so sehr sie den hinfälligen Leib in martervoller Zucht peinigte. Mit eiserner Strenge hatte sie ihrem Munde geboten, daß er alle Speisen mied. — In diesen Tagen lebte sie nur vom Glauben an das Wunder der himmlischen Begegnung. — Sie spähte nach dem Jen-



Landsgemeinde in Stans.

ster. Die Nacht lag davor. Stille und Schweigen. — Da warf sie die mageren Arme lang und schwer über den Tisch hin und vergrub den Kopf darin. Die dünnen Hände hoben sich nicht ab von dem altersbraunen Tisch, worauf sie lagen.

Reglos blieb Ursula Steiger sitzen. Stille. Da schlich sich die schwarze Katze, die auf dem Herd gelegen, zu ihr hin und rieb das weiche Fell an ihrer Schulter. — Ein Zittern lief durch den Körper der Frau. — Inniger schmiegte das Tier sich an die Verlassene und begann laut zu schnurren. Als niemand ihr wehrte, legte die Katze sich eng an den weißen, vergrabenen Kopf und blinzelte in das Öllämplein. Der Kopf hob sich nicht, aber die dürre Hand der Steigerin tastete sich auf den Rücken des Tieres und begann ihn zu streicheln. Ein Hungern war in der Frau. Eine nie gekannte Gier, einem lebenden Wesen

Liebes zu erweisen. Aber sie schämte sich auch in dieser Stunde ihrer Zärtlichkeit, und darum hob sie den Blick nicht.

Endlich wühlte sie doch den Kopf aus den bergenden Armen und sah mit verstörtem Blick um sich. Alles Leben schien aus ihrem Antlitz entflohen. Nur der Mund darin zuckte beständig. Wolken der Trübsal sanken auf sie nieder.

Sie stand vom Stuhl auf, trat an den Küchenschrank und goß aus dem rotgeblühten Topf Milch in einen Teller, trug ihn randvoll, mit zitternden Händen zum Tisch und stellte ihn vor die Katze hin. Träg und ohne Eile erhob sich das Tier, streckte sich lässig und fuhr gierig, mit rotem Zünglein, in die weiße Labfal. — Wieder ließ sich die Steigerin am Tisch nieder. Sie rückte den Stuhl hart neben das trinkende Tier. Der tröstliche Laut des schnalzenden Züngleins klang

ihr wie Himmelsmusik. Sie legte die Arme auf den Tisch und faltete die Hände. Aber bald sank ihr Kopf wieder vornüber und barg sich in den Händen. — Die Kaze hatte den Teller geleert und begann wohligh zu schnurren, bis sie sich lang ausstreckte, den Leib eng an den weißen Scheitel geschmiegt.

Nun wurde es still in der Küche. Ein wenig flackerte das Licht. — Die Kaze atmete hörbar laut. — Durch das kleine, schmale Fenster glitt schwache Sternenhelle. Flüsternder Wind strich durch schweigende Bäume. —

Die Nacht, in der Ursula Steigers uner-schütterlich ringender Wille alle Fesseln irdischen Daseins sprengte und ihre Seele sich zu den Sphären ewigen Lichtes erhob, wo es ihr ver-gönnt war, in das strahlende Auge der Ewigkeit zu schauen, war still und schön. —

Zwiegespräch.

„Mini Frau ischt krank, ond jetzt leb i all zwöschet Furcht ond Hoffni.“ — „Bi wem tuescht tofttere?“ — „Bi öserem.“ — „Jo — denn chascht Hoffni haa; er häd mi Wyb sälig au in Hände ghaa.“

Beim Nusverkauf.

„Ist denn die Seide zu dem Kleid auch wirk-lich haltbar?“ — „Gnädige Frau, das Kleid können Sie bis zu Ihrem Tode tragen, und dann können Sie sich immer noch einen Unterrock daraus machen lassen!“

Gut gegeben.

Der Stationsvorstand hebt den Befehlsstab, was vom Maschinenführer nicht sofort beachtet wird. Ein Passagier, zum Zugführer: „De schloft meini det vore.“ — Zugführer zum Passa-gier: „Mei de schloft ned, hebed Er nur de Chopf ine, er gsed ned vöre weg Eure Ohre.“

Entfettung.

„Also, Ihr Mann, Mrs. Webb, macht eine Entfettungskur? Wirkt sie?“

„Großartig, Mrs. Jones. Er hatte doch auf der Brust ein Kriegsschiff tätowiert. Das ist jetzt ein Rettungsboot.“

Der gefräßige Domino.

Einer Anekdote nacherzählt.

Das war zu der Zeit, da die Marquise von Pompadour, die geborene Jeanette Poisson — zu deutsch Hannchen Fisch — den König und mit ihm ganz Frankreich nach ihrer Pfeife tanzen ließ. Beim launischen Sinn der hohen Dame kam es oft genug vor, daß ein falscher Ton in die lustige Weise hineingeriet. Dann war die Pompadour schlecht aufgelegt, und der König mußte es büßen, wurde vielleicht gar auf halbe Ration gesetzt.

So stand es auch heute, wo doch Karneval war und alle Menschen, die noch den Mut dazu hatten, lustig und vergnügt hätten sein müssen. Vom Volk verlangte man so etwas längst nicht mehr. Das tat seine Pflicht, wenn es Steuern zahlte und seine Söhne in den Krieg gegen die Preußen schicken ließ. Aber der König wollte sich amüsieren, und so suchte er nach einem Ausweg, der ihm gleichzeitig wieder die gute Laune und die Gunst der Pompadour sicherte.

Er fand ihn. Wie war es mit einem Maskenfest zu Ehren der Marquise, mit einem Maskenfest, so glänzend, wie es noch kein Hof gesehen hatte?

Die geborene Poisson war schon vor ein paar Stunden zur Erkenntnis gelangt, daß sie bei allem ihrem Einfluß den König doch nicht zu lange zappeln lassen durfte, und so geruhte sie, den Plan gutzuheißen. „Nur um eine Ver-günstigung bitte ich,“ sagte sie in heuchlerischer Ergebenheit, „gestatten Sie, daß ich zu meinem Maskenfest Einladungen ergehen lassen darf, und fragen Sie nicht vor der Demaskierung, um wen es sich alles handelt.“ Ludwig sagte mit Freuden zu.

Das Fest war glänzend, das Mahl ein hohes Lied auf die Kunst der Köche seiner Allerchrist-lichsten Majestät, und die Gäste benahmen sich nicht zimperlich, langten ordentlich zu. Da war besonders ein roter Domino, der sich redlich gütlich tat. Er saß oben an der Tafel, nicht weit vom König auf einem der besten Plätze, und so schloß Ludwig, daß es einer von den Gästen sein mußte, die ihre Einladung der Pompa-dour verdankten. Durst und Appetit des Fremden